

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltig

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich weiß es, Vater,“ entgegnete Otto ernst; „du hast mich schon früher einmal über unsere Verhältnisse orientiert. Aber du vergißt, daß sich auch Reichtum erschöpfen kann und daß durch die Verpachtung der Mühlen und die Zuspeltorwirtschaft sich die Erträge bedeutend verringert haben. Oder irre ich mich darin?“

Reschle wurde ein wenig verlegen. „Nein, du irrst dich nicht,“ gab er zu. „Früher mußte das, was wir im Hause brauchten, die Wirtschaft bringen, und was darüber war, das wurde auf die hohe Kante gelegt. Da waren wir eben anspruchlos und lebten kaum besser als wie ein wohlhabender Bauer. Nun geht die Mühlenpacht ja pünktlich ein; sie ist niedrig, der Pächter schindet das Bierfache heraus. Aber die Landwirtschaft ist nicht mehr die gleiche wie damals, wo ich selber nach dem Mechten sah, aber die Felder raderte und die Bestellung leitete. Zwei Zuspeltoren habe ich schon hinausgeschickt; sie mausen mir gar zu toll. Mit dem dritten geht es; aber es ist das alte Lied und das alte Leid: wenn der Herr nicht in eigener Person hinterher ist und die Augen überall hat und das Ganze überwacht, dann sind die Unregelmäßigkeiten und Dummheiten und Betrügereien bald nicht mehr zu zählen.“

„Ja, Vater, verzehre — aber warum hast du dich so ganz auf dein Altenteil zurückgezogen? Fühlst du dich nicht mehr jung und frisch dazu, der Wirtschaft vorzustehen?“

„Oho — das wohl, Otto. Ich könnte schließlich immer noch arbeiten wie der beste Knecht. Aber das ist eben das Verdammte. Kümme ich mich um den Kummel, dann greif ich auch zu. Verstehst du mich? Bloß daneben stehen und Direktiven geben und großschänzig tun, das kann ich nicht. Wenn ich mitarbeiten soll, dann werd' ich wieder der Bauer; dann brüllt mich der Rod, dann nehm' ich selber Hacke und Forke, schiere die Pferde auf und geh' hinterm Pfluge her. Und das ist eben nicht möglich. Das verträgt sich nicht mit der Bügelfalte in meinen Hosen und dem galonierten Bedienten und vor allem nicht mit der Grette.“

„Vor allem mit ihr nicht,“ sagte Otto. „Gut, Vater. Es kommt keiner aus seiner Haut. So Herr sein, wie sie vielleicht möchte, kannst du nicht. Aber wie soll es in der Zukunft werden? Du weißt, wie sehr ich an meinem Verufe hänge und wie wir schon früher zuweilen in Erwägung gezogen haben, daß es das Beste sein würde, das Burglehn würde zu Gretes Erbe geschlagen und sie heiratete einen tüchtigen Landwirt, der sich auf die Verwaltung des Guts verstände und vielleicht auch die Mühlen mit übernehme. Dann verbleibt der alte Besitz doch wenigstens in weiblicher

Linie den Reschles. Es würde mir schmerzlich sein, wenn er in fremde Hand überginge...“

Reschle erschraf fast. „Red' nicht davon,“ erwiderte er knurrig; „das will ich nicht, das haben Vater und Großvater erst recht nicht gewollt. Otto, es überkommen mich so manchmal meine Gedanken. Weist wehre ich ihnen, denn ich bin träge geworden — aber sie kommen immer wieder. Und da wird mir dann oft recht bitter zu Mute, daß ich dich nicht neben mir habe. Heiliges Donnerwetter, was bin ich für ein Kerl geworden! Ich weiß doch, wie frisch und energisch ich früher war — aber seit der Mutter Tode ist alles wie ausgepustet in mir. Woher kommt das bloß? Ich grübele zuweilen darüber und sage mir, die Mutter ist uns allen vielleicht doch mehr gewesen, als wir selber geglaubt haben — die Mutter war vielleicht unbewußt das treibende Rad bei uns und war's in erster Linie bei mir — und nun sie unter der Erde liegt, steht das Rad stille. ... Magst ja recht haben, Otto: ich hätte der Grette nicht so in allen Dingen nachgeben müssen. Es wär' sicher auch nicht gechehen, hätte ich dich an meiner Seite gehabt. Aber du warst in Berlin, und da kam denn die Grette mit Bitten und Schmeicheln und klugen Reden und...“

Er unterbrach sich, schnellte die Asche seiner Zigarre ab, rückte sich auf seinem Plaze zurecht und fragte: „Was sagst du zu dem Grafen Artern?“

„Du Artern?“ wiederholte Otto erstaunt. „Was ist mit dem? Was soll ich zu dem sagen?“

Der Burgmüller nahm eine geheimnisvolle Miene an, lächelte und wisperte: „Der ist höllisch hinter der Grette her.“

Otto wurde blutrot. Er sprang auf. „Vater,“ rief er, „ich sehe wirklich wie vor einem Rätsel! Herrgott im Himmel, ist dir denn dein alter Bauernstolz gänzlich abhanden gekommen? Du erzählst mir mit frohlichem Gesicht, daß dieser verbummelte Aristokrat höllisch hinter der Grette her sei! Willst du vielleicht auch noch deinen Segen dazu geben? Sagt dir denn nicht dein Gefühl, wie diese ungleiche Ehe aneschlagen würde? Schau doch einmal drüber nach dem Schloß hinüber! Das war auch eine Geldheirat! Nun sitzt die Fürstin mutterseelenallein in Gotternegg, und ihr Herr Gemahl treibt sich in der Welt umher! Was ist denn dieser Graf Artern? Ein netter, lebenswürdiger Kavaliere — das sind sie alle. Und was sonst noch? Ein Leichtsinn und ein Döbling. Der paßt gerade hierher! Das hätte die Mutter wissen sollen!...“

Ottos Augen bligten noch. Er wandte sich ab und trat in die Fensternische. Sein Blut stürmte. Was war aus der Heimat geworden! Rührte sich nicht der Geist jenes alten Reschle, der oben auf der Höhenburg den höhnenden Herrn erschlagen hatte? Redete er nicht warnend aus dem Grette heraus die Inöcherne Hand? —

Der Burgmüller sah wie zusammengeunken in der Soface. Er duckte sich förmlich. Jetzt hätte man den Mann nicht wiedererkannt, der noch vor wenigen Jahren

mit starker Faust die Schneidesägen in das Gatterwerk der Mühle gespannt hatte. Er war blaß geworden und das ganze Gesicht sah bekümmert aus. Plötzlich fiel ihm die Zigarre aus dem Munde und auf die Erde.

Otto sprang herzu und hob sie auf. Er nahm die Hand des Vaters und drückte sie herzlich. „Ich bin heftig geworden,“ sagte er, „sei mir nicht böse. Ich bin verärgert, Vater, es geht mir so vielerlei gegen den Strich. Ich muß es dir sagen: ich fühle mich nicht mehr behaglich im Elternhause. . . .“ Er zuckte mit den Schultern. „Elternhaus! Ist's das denn noch? Die Fundamente hat man stehen lassen und darauf einen neuen Bau errichtet, der nicht mein Geschmack ist. Also nimm an, nur Geschmacksache sei's! Ich hatte das alte Haus gern mit den Schwalbennestern in den Studgieglanden über den Fenstern; die Schwalben hat man vertrieben, und sie haben viel mitgenommen, was mir lieb war. Es ist nicht der Luxus, der mich stört, die ganze moderne Schnörkelei, sondern die Luft, die hier weht. Sie gefällt mir nicht — Geschmacksache, Vater! . . .“

Der Burgmüller hatte das dritte Schwefelholz angezündet und wieder verloschen lassen. Nun legte er auch die Zigarre fort; sie war ihm auf einmal zu stark geworden.

„Du tust mir weh, Otto,“ erwiderte er; „stille — laß mich ausreden — du weißt gar nicht, wie weh du mir tust. . . . Für mich ist hundertmal mehr mit den alten Mauern niedergerissen worden als für dich. Aber ich habe geschwiegen. Ich sagte mir: die Jugend hat andere Forderungen als unsereins, und sie sind auch berechtigt. Grete lebt nun einmal in einer Welt, die nicht die ist, in der ich aufgewachsen bin: sie hat andre Anschauungen gewonnen und Empfindungen — und ich sagte mir auch, daß ich das Kind unglücklich machen würde, wenn ich sie zwingen wollte, im Bäuerlichen zu bleiben. Du bist's ja auch nicht, Otto; du bist ebenfogut über uns herausgewachsen wie sie. Gewiß — was bei dir das Geistige ist und die ernste Wissenschaftlichkeit, bei Grete ist's immer nur die glatte Oberflache, der Hang für das Äußerliche. Aber leztlich ist's bei euch beiden der gleiche Drang, zu s e i g e n; ich will sagen: der Mutterboden, der genügt euch nicht mehr. . . .“

Otto schaute, an den Tisch gelehnt, mit ernstem Gesicht auf den Vater herab. Der Alte hatte sich in manchen Dingen mit den Wandlungen um ihn selber gewandelt. Aber der kluge Mann war er geblieben, und sein Auge sah immer noch scharf. Die Geschlechter steigen und fallen wie die Völker, und die große Treiberin ist die Zeit. Der Urahn war noch der schlichte Bauer gewesen, der Hörige; vielleicht hatte er nicht einmal zu schreiben vermodt. Aber die Reschles dienten nicht mehr, ihr Besitz behaute sich aus, ihr Wohlstand mehrte sich. Der letzte Burgmüller stand schon über dem Bauernthum, hatte städtische Schulen besucht, und ein gewisser Schiß der Erziehung war ihm zu eigen; es waren nur vereinzelte Neusserlichkeiten, in denen er gern noch die Abstammung betonte, teils aus angeborener Pietät, teils des praktischen Nutzens wegen. Die neue Generation ließ auch das Äußerliche fallen — und noch zwei Menschenalter weiter, da dachte man vielleicht gar nicht mehr an die Vorfahren, die den schweren Kestrad als Zeichen ihrer Weisheit den Hohen hinausgeschleppt, und an den Ahn, der auf dem Nade gestorben war, weil er in jähem Bauernzorn sich wider die Tyrannei empört hatte. . . . So wuchsen die Geschlechter über den „Mutterboden“ hinaus. Es gab stolze Grafenhäuser im Lande, die dem Kaufmannstande entstammten, und viele von gutem Adel, in deren Adern Bauernblut floß; es gab hohe Herren, deren Vorfäter Knappschafsdienste geleistet hatten, und andere, die aus der Schreiberstube heraus zu Ehren gekommen waren. . . .

Der Burgmüller war aufgestanden. In sein Gesicht war wieder Farbe getreten; er war ruhiger geworden und wollte die Aussprache mit Otto, die er hatte kommen sehen, zu Ende führen.

„Weißt du, Otto,“ sagte er, „Was bei der Grete äußerlich ist, es ist doch auch wieder weiblich. Wir haben sie bei den Herrnhutern erziehen lassen, wo Tand und Puz verpönt sind — es hat wenig gefruchtet. Du kannst spotten darüber, daß sie ein vornehmes Dämchen geworden sei — aber ich frage dich wieder: was schadet es? Wir Reschles stehen nun einmal auf dem Punkte, da der Bruch kommt mit der Vergangenheit. Wie du nicht mehr hinter die Pflugchar willst, so kann ich auch Grete nicht in den Kuhstall zwingen. Nun ja — dies neue Haus

und der modische Firtelanz — vielleicht war's zu viel. Mir hat es manchmal widerstrebt, und ich gukte zuweilen verwundert auf, wenn der Bob kommt und melbet mir: es ist serbiert — und wenn ich im Dogcart neben dem Mädchel sitze, ist mir's, als träume ich, und wenn sie 'mal brüben geladen ist und in großer Toilette vor mir steht mit bloßem Hals und Spizen und Mäuschen — gewiß, da frag' ich mich: ist das denn meine Grete? . . . Aber es ist auch Stolz dabei — lache nicht, Otto, es ist so. Kein Bauernstolz, nein — aber Vaterstolz. Daß ihn mir! Du wirst das Kind nicht mehr ändern, so wenig wie ich. . . . Und was du über den Artern sagst — Otto, das ist hart. Es ist auch ungerecht.“

„Es kommt aus ehrlicher Seele, Vater.“

„An deiner Ueberzeugung zweifle ich nicht. Trotzdem — du beurteilst den Mann falsch. Leichtfuß und Hösling! Nun ja, ein Duckmäuser ist er nicht und hat vielleicht auch manchmal über den Strang gehauen. Aber du hättest sehen sollen, wie er hier mit berber Hand in die Wirtschaft gegriffen hat; hat sich keine Ruhe gegönnt, hat wie ein Tagelöhner geschuftet und stand immer auf dem rechten Posten! Und Hösling! Otto, das klingt nach Lackschuh und seidenen Strümpfen. Er hat seine Stellung im fürstlichen Haushalt und die muß er ausfüllen. Aber so verächtlich sprich nicht von dem „Hösling“! Stehst du deinem Professor gegenüber, du machst auch deinen Büdling. Doch tiefer als du büd' er sich nicht, und inwendig, da bleibt er kergen-gerade — wie du. Mir scheint, du bist in Berlin unter die Abelsesser gegangen — oder lockt dich vielleicht die Hanswurfterei von der Gleichheit und Brüderlichkeit?“

„Es wäre sehr töricht, Vater, wollte ich mit dir über Politisches streiten. Daß ich mich auch meine Ansichten über Volk, Staat und Regierung gebildet habe, wirst du mir ja wohl nicht verdenken. Ich hab' auch deinen geliebten Grajen nicht verlehren wollen — es fällt mir nicht ein. Ich gefieh' sogar, daß er mir recht sympathisch ist. Aber das hat mit meinem Urteil über deine Hoffnungslosigkeit dem erwünschten Schwiegerjohn gegenüber nichts zu tun.“

„Richtig. Nur verdreht du mir wieder einmal das Wort im Munde. . . .“ Die Stimme Reschles klang wie grollend, und eine Falte schob sich zwischen die gerunzelten Brauen. . . . „Ich möchte dich auch darauf aufmerksam machen, daß bisher weder von Arterns noch von Gretes Seite irgend eine Andeutung gefallen ist, die du so deuten könntest, wie es dir beliebt. Und damit möchte ich bitten, das Thema ruhen zu lassen. Willst du noch eine Zigarre haben oder dich lieber auf ein Viertelstündchen aufs Sofa strecken? Ich denke mir, du wirst milde sein.“

„Nicht die Spur. Ich will hinüber nach dem Schloß, Jost und Belten guten Tag zu sagen. Wie steht es denn drüben? Auf den Berliner Matsch gebe ich nicht viel.“

„Man hört auch hier nicht viel mehr. Der redet so, der so. Es heißt, es sei zu einem ernstlichen Zerwürfniß kommen, und infolgedessen bleibe der Fürst so lange im Ausland. Es tut mir leid; ich habe ihn immer gern gehabt, trotz seines Leichtsinns — und ich glaube, der war auch in diesem Falle die Hauptschuld.“

„Schon möglich,“ sagte Otto. „Weißt du, ich komm' ja nicht viel in Gesellschaft — aber ich habe einen guten Bekannten, den Botschaftsarzt Dr. Resin, das ist sozusagen die lebende chronique scandaleuse, und der erzählt mir zuweilen allerlei aus den Klubs und aus der Welt, in der man sich amüsiert. Der erzählte mir gelegentlich auch, Fürst Bolto sei nicht allein über die italienische Grenze gereist, sondern habe ein niedliches Mädchlein mitgehen heißen — er nannte mir auch den Namen, es soll eine Russin sein, und zwar habe der Gotternegger die Kleine aus verwandtschaftlicher Hand übernommen, nämlich von dem Fürsten Bura-ebdin, dem Gatten Annemaries. . . .“

Der Burgmüller schüttelte den Kopf. „Zusamigte Bande,“ meinte er, „— so eine Gesellschaft! Da lebt man hier auf dem Lande ja wie im Paradiese gegen die babylonische Wirtschaft in Berlin. Kruppzeug, verdammtes! . . .“ Aber er war neugierig. . . . „Und von dem Bura-ebdin, sagst du, dem Fürsten Nola? Er war beim Begräbniß, Annemarie auch — und sahen aus, als hätten sie erst gestern geheiratet. Ich ging gerade vorüber, da hob er sie in den Wagen, und währenddessen küßte sie ihn auf den Schnurrbart. Es war ein niedliches Bild. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Kath Wassenachs großer Tag.

Von Hanns Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Kath Wassenach von der Lasserger Kuppe ist unter den Händlern und Bauernseuten, mit denen sie in Friedenszeiten nach der Stadt fuhr, um Führer und Eier zu verkaufen, unter dem Namen Lasserger Kath bekannt. Sie hat es nicht leicht gehabt, sich bei den Unterbaumbachern in Achtung zu setzen. Man trug ihr nach, daß sie mit dem jungen Weiler im Kuhlhof „gegangen“ ist, und daß der sie nachher hat sitzen lassen, um die Tochter des Schulzen aus dem Oberdorf zu freien.

Zu Anfang wollte der junge Weiler das Mädchen, das damals ein schönes, frisches Ding mit Brombeeräugen und krausem Haar um ein wildes, braunes Gesicht war, wohl heiraten, wie er es ihr zehnmal für einmal versprochen hatte. Aber der Sohn eines Herrenbauern und ein Tagelöhnerknabe: das reimt sich schlecht zusammen; und der Hannes war keiner von den Starkmütigen. Als der alte Weiler ein deutliches Wort vom Vor—die—Tür—setzen und Enterben sprach, war sein Widerstand gebrochen. Er ging der Kath schon aus dem Wege und ließ es geschehen, daß der „Badder“ die „Zigeunerin“ samt ihren Angehörigen aus dem Nachwerthäuschen, in dem sie zur Miete wohnten, kurzerhand auf die Straße jagte.

Die Familie wanderte ins Unterdorf aus und kam nur an Sonntagen zum Kirchgang nach Oberbaumbach. Aber der Kath fraß es am Herzen, wenn sie sah, wie der Hannes an ihr vorüberging, als hätte er sie nie gekannt, und wie der alte Kuhlhofbauer und der Schulze die Köpfe zusammensteckten. Die Leute jagten, sie könnten sich wegen der Mitgift nicht einigen. Der Kath einzige Mitgift wären freilich nur ihre Schönheit und Gesundheit gewesen, gerade das, was des Schulzen Lena nicht geben konnte; im Vollgefühl ihrer Jugend und Kraft stellte sie sich wohl neben das kleine sommerprossige Ding, sobald des Hannes Bild sie treffen konnte. Und trug den Kopf hoch, wenn die Unterbaumbacher an ihr herumzweifelten. Ihr Gewissen war rein; es war doch keine Sünde, daß sie den Schwüren des jungen Bauern geglaubt und sich als seine Braut betrachtet hatte.

Als sie dann den Wassenach kennen lernte, einen großen, stattlichen Menschen, der sie um Haupteshöhe überragte, und einen Freier in ihm fand, besann sie sich nicht lange. Und war befriedigt, daß sie im Kirchenbuch stand, ehe die Sache mit dem Hannes und der Lena spruchreif geworden war. Aber ihr brennendes Rachegefühl gegen den schwachen Menschen, der sie schmählich verlassen hatte und obendrein jetzt geringschäßig behandelte, blieb wach und wartete auf eine Gelegenheit, sich zu äußern.

Der Wassenach war an der Bahn, ein tüchtiger, fleißiger Mensch, der nur zuweilen, wenn er seinen Lohn bekommen hatte, unwillkürlich den Zug zum Wirtshaus einschlug. Da sorgte denn die Kath, daß sie Samstags abends in der Nähe war; und hielt im übrigen Häuschen und Feld tabellos in Ordnung. Und als ein hungriges Mäulchen nach dem anderen ankam, sang Kath den Handel an, der ein hübsches Stück Geld abwarf und für einen Notwendigen sorgte.

Das war nun alles lange her. Der Weiler war jetzt selbst der „Höhrebauer“, der seine alte Liebe kaum noch gesehen hat. Nicht einmal in der Kirche; denn die Kath mit ihrer vielen Arbeit konnte nur die Zeit für die Frühmesse herauschlagen, während der Hannes Weiler mit der Lena stolz ins Hochamt wanderte. Nur einmal haben sie sich noch an der Kirchentür getroffen, als Kath Wassenach nach der Geburt ihres vierten stämmigen Jungen zum erstenmal wieder zur Kirche ging, während Hannes gerade seinen Ersten, den schwächlichen Holzerben, zum Pfarrer brachte.

Die Kriegszeit, die mit Eiern und Hühnern ziemlich aufräumte, hat die Kath sozusagen in den Ruhestand versetzt. Das heißt, was man so Ruhestand nennt. In die Stadt fährt sie nur noch einmal in der Woche, aber sie bestellt die Felder, hält die Gärten in Ordnung, da die Sommerfrüchler auch während der Kriegszeit junge Gemüse, Erbsen und Bohnen essen wollen, und geht in die Kartoffeln. Im Sommer hat sie im Jungholz Tannen gesetzt, eine in der Sonnenhitze schlimme, aber gut bezahlte Arbeit, oder im Gasthof zur Eifelansicht bis in die Nacht hinein gepült, um bares Geld in die Hand zu bekommen.

Ja, wenn man den Mann und vier Söhne im Feld hat? Im Heumonat wird die Kath erst zweiundvierzig Jahre alt, aber in dem einst so glatten Gesicht sind tiefe Falten, Wind und Wetter haben es gegerbt, und die Sorge hat das Kraushaar schneeweiß gebleicht. „Wenn Ihr heimkehrt, werdet ihr eine silberhaarige Mutter finden. Aber das schadet nichts, wenn Ihr nur heimkehrt.“ So stand es in den Briefen an ihre Söhne. Briefe schreiben kann sie überhaupt wie ein Professor. Und der Toni, der Keltse, hat es von ihr geerbt. Der weiß zu schildern: die Belagerung und Beschiesung und dann das Verfolgen des fliehenden Feindes, was hauptsächlich Sache der siebten Jäger ist, bei denen so viele Kister Jungen stehen. Grad abdrucken lassen in der Landeszeitung könnte man die Briefe, und alle Welt würde staunen. Aber die Kath hat zuviel Angst, einer der Briefe könnte dabei verloren gehen; sie hebt alle in dem altmodischen Kist auf, wo sie auch ihr Testament und die Sterbepflege verwahrt. Unter dem

Gesangbuch liegen sie. Wenn die Kath in den Briefen liest, betet sie einen Spruch dazu, und umgekehrt.

Der Wassenach ist in Antwerpen, also ziemlich gesichert; der Toni, der gewandte Briefschreiber, und der Bitter sind mit den Jägern in Rußland, der Rifles steht bei Ypern und der Ängste in Argonnenwald. Böse Stunden haben sie mit durchgemacht und auch schon zwei Eisene Kreuze ins Haus gebracht. Die Kath zittert um ihre Jungen und ist ohnmächtig stolz auf sie. Vier Söhne stellt sie dem Vaterland, vier schneidige, tapfere, wirtabefige Jungen. Kommen sie auch aus einem niedern Häuschen — wenn es um Kraft, Mut, Ausdauer geht, stehen sie keinem nach.

Die Kath hat jetzt in der Kriegszeit mehr Besuch als vorher in ihrem ganzen Leben. Alle wollen hören, was der Toni geschrieben hat, und was er von den anderen Jungen aus dem Ort weiß, und ob er glaubt, daß es noch einen Winterfeldzug gibt, und tausend andere Dinge.

Und eines Tages schreibt der Toni, daß der Bitter sich bei Grodno auszeichnete, und daß er selber jetzt in Vertretung eine Schwadron führt. Und daß der Herr Leutnant ihm gesagt habe, wenn er dabei bleiben wolle, könne er noch Offizier werden. Die Brombeeräugen der Kath strahlen, und ihre Wangen sind so rosig gefärbt wie in den Tagen der Jugend. Und die Nachbarn hören und staunen. Offizier, der Sohn von dem Wassenach und der Kath, die mit Gefühl handeln ging, und die der Kuhlhofbauer vor langen Jahren hat sitzen lassen? Aber Kath ist stolz und selig. Vier Söhne hat sie dem Kaiser gestellt, einer wie der andere mutig, stark, tapfer.

Auch der reiche Lederhändler aus Steinsfeld und der selbstbewusste Ochsenwirt sprechen bei ihr vor. Und als die Herbstsonne früh hinter dem Nerother Kopf gesunken ist, kommt einer, der den Hut tief ins Gesicht drückt, einer, den die Kath im ganzen Leben nicht erwartet hätte. Sie schiebt die Brille, die ihre weisichtigen Augen zum Leben nötig haben, weit auf die Stirn und schaut auf den Bauer. . . . Es gibt ihr ordentlich einen Stoß, und fast kann sie es nicht glauben. . . Und doch! Der vorzeitig gealterte Mann, der ordentlich klein geworden zu sein scheint und gedrückt zu der strahlenden Mutter emporschaut, ist der Kuhlhofbauer. Ein armselig Kind hat er zu Hause, ein Mädchen, das nicht leben und sterben kann, und um den einstigen Jungen, der auch in Rußland steht, sorgt er sich fast zu Tode. Das hat ihn hierhergetrieben.

„Dän Jussey hat so lang net mich geschriwven . . .“ Und dann kommt es: In seinem letzten Briefe steht etwas von den beiden Wassenachs. Und da meint der Bauer, ob der Toni, der doch so ausführliche Briefe schreibt, nichts erwähnt habe, wann und wo er den Jussey zuletzt sah, und wie es diesem ergehe. „Jungen aus einem Ort, im weiten Rußland zusammen, da schriwt doch einer wat vom andern.“

Unbeweglich sitzt die Kath in der Ecke des Sofas aus verblühtem Baumrinddamast dem einstigen Verlobten gegenüber. Ihre blühenden Wangen sind erdhaft geworden. Jetzt ist die Stunde gekommen, da sie an dem alten Mann weit machen könnte, was der junge an ihr gesündigt hat. Jetzt könnte sie ihm das Messer ins Herz stoßen und es darin umdrehen — und könnte sich weiden an den Qualen ihres Opfers.

Denn oft hat der Toni von dem Joseph Weiler geschrieben: daß er ein hinterlistiger und Falcher sei und kein rechter Soldat. Und daß er für keinen Pfifferling „Morrasch“ habe. Daß sie aber immer gebeten, nichts davon zu erzählen. Im letzten Briefe hieß es dann bei der Schilderung eines besonders schweren Gefechts: „Wir Eiser mußten da zeigen, daß wir Ehr im Leibe haben. Aber einer war unter uns, ein Feiger, aus unserem Dorfe ist er, gottlob nicht aus unserem Regiment; aber . . . ein Herrenbauernsohn. . . . Tu weißt ja, Mutter.“

Vier Söhne hat sie ihm Felde, in Stolz und Ehren, und der Sohn des Mannes ihr gegenüber. . . . Ihre Augen in dem bleichen Gesicht brennen; ihre Hände zittern. Die Lippen bewegen sich, als wollten sie Worte formen; aber kein Ton dringt hervor. „So lang hat ähn net mich geschriwven . . .“ Des Bauern zitternde Sorge findet keinen anderen Ausdruck.

Mit feurigen Letztern stehen die Sätze, die von dem Joseph handeln, vor Kath's Seele. Sie weiß, was es dem stolzen Manne bedeuten würde, wenn sie ihm die Stelle vorläse: „Aber einer war unter uns, ein Feiger. . . .“ Dem Manne, von dem das größte Leid ihres Lebens gekommen ist! Und dann steht sie das zusammengeschaltene Gesicht des Bauern, sieht in seinen Augen die zitternde Sorge flackern, Vater Sorge, wie die Mutter Sorge trägt. Und sie weiß, daß sie ihm nicht sagen wird, was in dem Briefe steht. Jahrelang hat sie gehofft, daß sich einst eine Gelegenheit zur Rache bieten werde, zur erbarmungslosen Rache an dem, der sie verraten und verachtet hat. Und jetzt kann sie, will sie die Gelegenheit nicht nutzen.

Sie sagt dem Bauern auch nichts von der großen Ehre, die ihren beiden Ältesten widerfahren ist. Sie sucht nur die alten Briefe heraus und liest vor, daß der Toni den Jussey gesehen hat, und daß es diesem gut geht. Und tröstet den Hannes, daß die Feldpost infolge der Truppenbewegungen und raschen Verfolgungen oft im Rückstand, daß sein Sohn wohl bestimmt bald von sich hören lasse, und — da hat sie einen Funken von Hoffnung in seine Seele zu werfen — daß der Toni vor längerer Zeit ge-

schieden habe, der Joseph käme vielleicht zur Wiederherstellung: dort sei er dann in Sicherheit, aber die Briefe bräuchten vielleicht längere Zeit bis zur Heimat.

„Wenn ihn bloß schreiben dhät!“ Der Bauer findet die Fäse nicht. Wie einst in den Tagen der Jugend hängen seine Blicke am Angesicht der Kath, und er wartet und wartet, ob sie nicht noch etwas zu seinem Troste zu sagen weiß. Als sie immer wieder in den Briefen gelesen und immer wieder nach Hoffnungsgründen gesucht hat, und als es spät und dunkel geworden ist, bleibt dem Bauer nichts übrig, als zu gehen. Er dreht an dem weichen, breitrandigen Hut: „Wenn ihn bloß schreiben dhät!“

Die Kath aber ist weich und mitleidvoll und geschäftig wie nie zuvor. Sie reicht ihm an der Thür die Hand und verspricht ihm, gleich an den Toni zu schreiben. Nur Mut, nur Hoffnung! Und hat allen Haß und alle Bitterkeit vergessen, ist nur noch Teilnahme und Mitleid für den unglücklichen Vater.

Das war der Kath Wassensachs großer Tag.

Vermischtes.

* Ein Preisausschreiben für Ausschneider. Daß Frankreich das Paradies der Ausschneider und Nachrichtenrinder ist, haben selbst die Leute, die im Frieden hierin nur einen leicht zu übersehenden nationalen Fehler erblickten, im Verlaufe des Krieges nachdrücklich erkennen müssen. Daß aber das Ausschneiden geradezu als nachahmenswerthe Kunst geschätzt und sozusagen offiziell betrieben wird, ist eine Neuigkeit, die zu verkinden dem „Journal des Débats“ vorbehalten blieb. Wie in der Pariser Zeitung mitgeteilt wird, wurde unter den in Coen veranordneten Flüchtlingen aus den besetzten Gebieten Nordfrankreichs ein großer Wettkampf für Ausschneider eröffnet. Alle Flüchtlinge aus dem Norden sind von einem besonderen Komitee zur Teilnahme an diesem mehr als seltsamen Gesellschaftsspiel eingeladen. Sie sollen vor einem Schiedsgericht erscheinen, und jeder soll seine Kunst im Ausschneiden darthun, indem er die erstaunlichste Vorgehensweise erzählt, die seine Phantasie auszuspinnen vermag. Der Wettkampf wird in fünf Sitzungen vor sich gehen, und für die Sieger sind eine Anzahl von Geld- und Ehrenpreisen ausgeschrieben. Das „Journal des Débats“ bemerkt hierzu, daß man zugeben müsse, daß die französischen Helden zu allen Zeiten das Ausschneiden liebten, und daß selbst die französischen Heldenjungen mit derartigen Ausschneidungen reichlich versehen sind. Aber dies, sagt das „Journal des Débats“, sei schließlich ein unschätzbliches Vergnügen, und man könne es den armen Flüchtlingen wohl gönnen, daß sie sich in ihrer wenig beneidenswerten Lage wenigstens mittels des Ausschneidens der französischen Phantasie ein glücklicheres Los vorgaukelten.

* Kriegerische Ueberrumpelungstaten. Auch in diesem Kriege sind wiederholt die Feinde durch kühne Ueberrumpelungstaten erfolgreich geschädigt worden. Ein Handstreich des berühmten Ryan (1654—1733), des lustigen Kriegshelden, der seine Laufbahn als gemeiner Soldat unter dem Großen Kurfürsten von Brandenburg begann und in höchsten Diensten als General und Kommandant von Königstein beschloß, mag als Vorbild für solche Taten erzählt werden. In seiner Jugend stand Ryan einmal im Eschach an einem kleinen Büsschen, der Lauter, auf Posten. Sein Vorgesetzter war ein Leutnant, der ebenso wenig Mut wie Verstand hatte. Die Feinde rüdten in stiller Nacht heran; der Offizier tat nichts, sondern zog sich fluchtartig zurück. Ryan aber blieb mit einem Tambour zurück. Die Nacht war besonders finster und das begünstigte den Handstreich. Ryan rief beim Nahen des Feindes mit sehr lauter Stimme: „Wer da?“ Als keine Antwort erfolgte, ließ er Maxim schlagen, stellte sich mitten auf die kleine Brücke und kommandierte: „Ganzes Bataillon, vorwärts Marsch!“ Zugleich trampelte er und der Tambour auf der hölzernen Brücke nach Weibeskräften. Der Feind, nur aus einem kleinen Vortrab bestehend, hielt an. Ryan kommandierte: „halt!“ und dann weiter: „Das zweite Bataillon soll aufmarschieren!“ Schon nahm er wahr, daß der Feind sich zurückziehen wollte, da befahl er dem Tambour, durch das seichte Wasser zu waten und hinter dem Feinde tüchtig zu trommeln, so daß er denken müsse, daß er umzingelt werde. So hielten die zwei Mann die Franzosen so lange in Schach, bis ein deutsches Reiterregiment herandrückte und die Feinde sämtlich gefangen nahm.

* Amerikanischer Humor. „Bevor Sie die Suppenteller fortnehmen“, sagte die Hausfrau zu dem neuen Mädchen, „müssen Sie stets jeden Gast fragen, ob er nicht noch etwas Suppe haben möchte.“ Das Mädchen nahm dies zur Kenntnis, und bevor es bei der nächsten Mahlzeit den Teller fortnahm, fragte es den Gast der Familie: „Wünscht der Herr noch etwas Suppe?“ „Ja, bitte!“ lautete die Antwort. „S ist aber keine mehr da!“ — „Welches Tier“, fragte ein Professor der Zoologie seinen kleinen Sohn, „gibt sich mit der geringsten Nahrung zufrieden?“ — „Die Mollie“, erwiderte das Söhnchen, „sie frist nur Löhler.“ — Auf dem Hauptplatz in Liverpool sammelte sich eine Menge von Menschen in den Abendstunden, und alles starrte nach zwei leuchtenden Punkten, die über den Dächern der Häuser sichtbar wurden. Bald konnte man erfahren, daß die Leute die zwei englischen Luftschiffe besaßen, die gemäß den jüngsten Versprechungen der Regierung

die Stadt gegen die feindlichen Angriffe schützen sollten. „Wah Gott“, sagte da plötzlich ein Herr zu seinem Nachbar, „die Leute halten Venus und Jupiter für Luftschiffe!“ „Ich weiß“, erwiderte der andere im englischen Plästerstone, „aber sagen Sie es nicht laut, sonst werden wir als Deutschenfreunde verhaunt!“

Büchertisch.

— Christus. Von Professor Dr. O. Polkmann. 2. Auflage. 154 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 3.) In Leinenband M. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Der „Völkerring“ (herausgegeben von Dr. G. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) hat sich eine feste Stellung in der Kriegsliteratur erworben und ist vielen Lesern unentbehrlich geworden, indem er immer eine ebenso vollständige, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit gearbeitete, als auch unterhaltende, farbenreiche, mit allen Mitteln der schillernden und bildenden Kunst ausgestattete Darstellung der Kriegereignisse anstrebt. Was es heißt, diesen Aufgaben gerecht zu werden, zeigen die zuletzt erschienenen Hefte 79 und 80 (Preis je 30 Pfg.) in ganz besonderer Weise. Es galt, die entlegensten Ausläufer des Völkerringes, die Kämpfe im türkischen Orient, in das große Schauspiel einzureihen. Weitläufig sind die Schauplätze, spärlich und unsicher die Nachrichten, und doch wird uns nicht nur ein geschlossenes Bild alles dessen, was im Kaukasus, Persien, Mesopotamien, Arabien, Aegypten vorging, gegeben, sondern auch ein Bild von einem romantischen Held, wie er den gewaltigen europäischen Kämpfen nicht eigen ist. Schon die Einzelschilderungen aus den Lagern der Verbündeten auf Gallipoli erscheinen in eigenartigen orientalischen Lichtern und Stimmungen; aber erst in den unzulänglichen Gebirgen und weiten Steppen und Sandwüsten des eigentlichen Orients, bei den von Natur und Ueberlieferung kriegerischen Armeniern, Kurden, Arabern nimmt der Krieg Formen an, die den Elementaren, Wilden und Sagenhaften an sich haben und die unbegrenzte Mannigfaltigkeit des Weltkriegs so recht zum Vorkommen bringen. Eine Reihe fesselnder Abbildungen, auf denen die orientalische Natur, der türkische Kämpfer in seiner malerischen Vielseitigkeit eindrucksvolle Momente des religiösen und Volkslebens mit künstlerischem Empfinden dargestellt sind, machen den Text umso lebendiger und das Gesamtbild umso geschlossenere.

— Die Indogermanen. Von Prof. Dr. O. Schrader. 2. Auflage. 167 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln. (Wissenschaft und Bildung, Band 77.) In Leinenband M. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Hallo, Tommy, komm zur Armeel Dumorkischer Roman mit vielen lustigen Bildern von Paul Linde. (Preis geheftet M. 2,—, eleg. gebunden M. 3,—.) In ihrer Romane, Erzählungen und Schilderungen bietenden Dreisand-Bücherei spendet die Verlagsgesellschaft Richard Mühlmann Verlagbuchhandlung (Max Grothe) Halle (Saale) ein von Kunstmalers Richard Lehmann mit vielen köstlichen Bildern geschmücktes launiges Werk, das in weiten Kreisen als Willkürbender der „Wegendörfer“, „Verstärkt“ und durch seine flotten Kriegserzählungen bekannten Schriftstellers Paul Linde. Das wechselvolle Spiel der in lustiger Hast sich drängenden Ereignisse läßt wie in einem Lustspiel viel gelungene Komik der Lage entstehen, und gibt an der Front, im Lazarett und im Familienkreis Stoff zu fröhlicher Deuterei.

— Franz Schubert und das deutsche Lied. Von Professor Dr. von der Pfordten. 100 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 130.) In Leinenband M. 1,25. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Rätsel.

Donnernd vermißt ich die Dütten der friedlichen Alpenbewohner; Hast du zwei Zeichen vertauscht, siehst du ein Mädchen in mir.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-Ass, cD = Coeur-Dame usw.

Im Skat liegen cZ und carA. Vorhand erhielt: trB, pB, cB, trA, trZ, trK, trD, tr9, tr7, carZ, Hinterhand den Rest. Verlauf des Spieles:

- | | | |
|------------|---------|---------------|
| 1. B. cB | M. pZ | 9. carB 14. |
| 2. B. tr7 | M. tr8 | 9. cA = 11. |
| 3. M. c7 | 9. carD | B. carZ = 13. |
| 4. M. car9 | 9. car8 | B. trA = 11. |
| 5. M. car7 | 9. pA | B. trZ = 21. |

In den nächsten drei Sichen erhält Mittelhand noch 17 Augen, während Vorhand die beiden letzten mit trB und pB nehmen muß, Hinterhand ist Jungfer geblieben.

(Hätte Mittelhand statt car9 die car7 ausgespielt und Hinterhand statt carD vorher eine andere Karte mitgegeben, so konnte Mittelhand mit ihrer car9 nach Ausspielen von car8 doch wieder ans Spiel gebracht werden.)